Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 159. Bromberg, den 14. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

Copyright: Horn-Verlag Berlin W. 35.

(3. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Es ist schon spät, gnädiges Fräulein. Unverantwortlich von mir, so lange zu bleiben. Darf ich mich verabschieden? Bitte um eine Empfehlung an Fräulein Telse."

Friede war ganz erschrocken. Dieser plötzliche Aufbruch?

„Ja, dann will ich Ihnen aufschließen."

„Vielen Dank. Ich springe hier über den Gartenzaun. Bemühen Sie sich nicht — und leben Sie wohl."

„Auf Wiedersehen, Herr Ott."

Peter antwortete nicht. So schnell, als wäre es eine Flucht, ging er die Stufen der Logia hinunter. Die Jasminbüsche schlugen leise zusammen. Im Licht der Straßenlaternen von gegenüber sah Friede Peters Gestalt über das niedrige Gartengitter schwingen. Dann war er in der Dunkelheit verschwunden.

Friede stand still. Das Herz tat ihr weh. Was sie all die Jahre hindurch in sich niederhalten konnte, brach auf. Das Wiedersehen mit Peter Ott — der Abend zu zweien, die verführerische Süße der Nacht — alles machte das Herz weich und sehnsüchtig. Warum fühlte er nicht, was in ihr vorging? Aber er liebte sicherlich diese Conchita, von der er heute gesprochen. Er scheute sich wohl, seine Liebe zu bekennen.

Vom Rathaus drüben schlug die Uhr. Zehn. Morgen mußte sie um einhalbfünf heraus, wenn sie vor ihren Gymnastikstunden noch mit Fanfare reiten wollte. Müde nahm sie das Tablett mit den Gläsern. Die Weinflasche war kaum angebrochen. Es war ihr wie ein Symbol des heutigen Abends, daß in Peters Glas der Wein halb ausgetrunken schimmerte. Einen Zug des Glücks hatte man trinken dürfen. Und schon war es vorüber.

Die Gläser klirrten aneinander, als sie das Tablett trug.

Telse sah erstaunt auf.

„Ja, was ist denn? Ist euch zu kalt draußen? Siehst du, ich habe es gleich gesagt. Habe mich beizeiten hereingeflüchtet."

„Wir wollen schlafen gehen", sehr müde sagte es Friede.

„Ist Peter schon fort? Und hat mir nicht Lebewohl gesagt?"

„Ich soll dich grüßen, er hatte es eilig heimzukommen. Es war so — — so — —"

Verwundert sah Telse auf.

„Wie siehst du denn aus? Was ist denn?"

Friede blieb still.

„Komm einmal her, Kind. Setz dich einmal zu mir."

Da kniete Friede vor Telse hin. Sie umschlang sie und legte ihren Kopf auf Telses Knie. So hatte sie oft gelegen als kleines Kind, als heranwachsendes Mädchen, wenn irgend etwas ihr Herz bedrückte.

Telse saß ganz still. Aber der Strom der Liebe, der in ihr für Friede war, floß beglückend und beschwichtigend zu Friede hin.

„Telse", sagte Friede leise und sah die alte Freundin nicht an, „Telse, warum ist das so? Den einen Menschen liebt man und kann ihn nicht kriegen. Und den andern liebt man nicht und der will einen haben."

„Hast du Peter lieb?"

Der blonde Kopf nickte heftig.

„Und warum könnt ihr nicht zusammenkommen?"

„Er liebt mich nicht, Telse. Er hat da drüben jemand anders. Und selbst, wenn das nicht wäre, er hat nichts — ich habe nichts, ich kann nicht immer arm sein, Telse."

Telse schwieg eine Weile. Dann sagte sie ruhig:

„Kind, arm sein, ist nicht das Schlimmste."

„Aber schlimm, Telse. Wenn ich denke, daß ich mein ganzes Leben lang mich quälen sollte und Gymnastikstunden geben — und auf den Pfennig schauen .... Telse, ich kann nicht! Armut zu zweien, das macht noch unfreier, Telse. Und Unfreiheit ist tödlich für mich. Lieber bleibe ich allein und quäle mich weiter und bin mein eigener Herr."

*

4. Kapitel.

Wer irgend etwas mit Reiten und Turnieren zu tun hatte, kannte Don Luis Potosi, den mexikanischen Millionär, der seinen Namen nach einer ganzen Provinz führte.

„Die Maskotte Fräulein von Stettens", hieß es überall. Denn wo Friede auch ritt, tauchte Potosi auf. Und wo er auftauchte, siegte sie.

„Kann man sich Ihren mexikanischen Schutzheiligen nicht einmal ausleihen, Fräulein von Stetten?" hatte der lange Graf Strachwitz einmal lächelnd gesagt. „Denn das Glück heftet sich offenbar an seine Fußsohlen."

Zuerst war es Friede beinahe peinlich, dauernd auf allen Turnieren und allen Ritten von Potosi verfolgt zu werden. Er mußte über einen ausgezeichneten Nachrichtendienst verfügen. Denn stets war er darüber genau unterrichtet, welche Veranstaltungen Friede bestritt. Dann wurde vor Beginn des Turniers ein riesiger Blumenstrauß in ihrer Garderobe abgegeben; gelbe Rosen von seltener Pracht und Schönheit. Hatte sie ihren Sieg in der Tasche und kam glühend und stolz zum Umkleiden in die Kabine zurück, so stand dort erwartungsvoll mit seinem dunklen schnurrbärtigen Gesicht Don Potosi. Er war stets mit der Übereleganz der Südamerikaner gekleidet und beugte sich jedesmal mit begeisterter Vehemenz über Friedes Hand. Nach dieser leidenschaftlichen Begrüßung hielt er immer die gleiche typische Rede, Friede konnte sie schon auswendig.

„O Sennorita, Pelicitationes, heiße Glückwünsche! Sie sind geritten wie ein Engel. Keine Frau Mexikos kann reiten wie Sie. Kommen Sie zu uns, und das ganze Land wird jauchzen: „Bienvenido — willkommen!" Beim heiligen Caralampio, wollen Sie meinen Landsleuten keine Gelegenheit geben, Ihr Können zu bewundern?"

Friede hatte auf diese stereotype Ansprache immer nur den gleichen Einwand gehabt. Denn sie hatte die ganze Sache niemals ernst genommen:

„Ohne offizielle Aufforderung kann ich das nicht tun, Sennor Potosi. Schließlich bin ich ja doch keine Variéténummer, die solo auftritt. Wenn aber bei Ihnen einmal eine große reiterliche Veranstaltung stattfindet und ich dazu geladen werde, mache ich gerne mit, vorausgesetzt, daß es

mir finanziell möglich ist. Schon damit Ihre Landsleute durch Fanfare sehen, was der Begriff „Deutsches Warmblut" bedeutet."

„Bueno, Sennorita! Das soll ein Wort sein", bestätigte dann der Mexikaner wieder mit einem begeisterten Augenaufschlag und einem feurigen Handkuß. Diesen Sennor Potosi hatte Friede gemeint, als sie so leichthin von ihren mexikanischen Plänen zu Peter Ott gesprochen hatte. Ob Potosi diesmal wieder da sein würde? Wenn er wieder einmal bestimmte Vorschläge machen würde, diesmal würde sie nicht ablehnen. Sie würde mitgehen. Das beste für sie war, einmal für eine Weile Deutschland hinter sich zu lassen und alles, was sie hier verwirrte und beunruhigte.

„Wollen wir eine weite, weite Reise machen, Fanfare?" flüsterte Friede dem Hengst in das schöngeformte Ohr, bevor sie ihn zum letzten Trainingsritt in der Westfalenhalle bestieg. Am Abend sollte das Turnier beginnen und der weite Raum hatte bereits ein festliches Aussehen angenommen. Überall standen grüne Pflanzen, den Zuschauerraum deckten dicke, rote Velourteppiche, die emsigen Reinmachefrauen legten letzte Hand an den Fußboden. Die Halle war seit Tagen ausverkauft. Das sportliche Publikum der Welt gab sich hier ein Stelldichein. Das wußte Friede. Darum hatte sie sich nach dem plötzlichen Abschied von Peter Ott fest in die Hand genommen: sie mußte siegen — und sie wollte siegen. Spatz sah jedem Turnier mit gemischten Gefühlen entgegen. Er war stolz auf seine Herrin und stolz auf Fanfares Siege. Aber vor jedem derartig entscheidenden Ritt durfte Fanfare noch seltener arbeiten als vorher. Friede war am wohlsten, wenn sie den Rücken des Pferdes fühlte und wußte, daß sie jetzt jeden ihrer Gedanken auf schärfstes Training richten mußte. Ein einziger Strafpunkt konnte der Beginn einer langen Reihe werden, und Friede kannte sich selbst nur zu gut. Ein Fehler machte sie nervös, ließ sie unsicher im Sattel werden. Ihre Stärke lag in der Meisterschaft und Präzision, mit der sie jede ihrer Übungen vorbereitet hatte. Wie im Schlafe gehorchte Fanfare dann dem leisesten Zügelwink, wußte sofort, was man von ihm erwartete! Er kannte Friede wie sie ihn; das war das Geheimnis ihrer Siege.

*

Soviel Turniere Friede auch geritten hatte, so sehr sie bei jedem Ritt ganz bewußt glaubte, sich und Fanfare in der Hand zu haben, heute, wie immer, kam irgend etwas Unwägbares hinzu. Jetzt wieder, wie sie in die Bahn einritt, strömte es ihr entgegen: dieses Fluidum von der erwartungsvollen Menge zu ihr. Dies, was alle Nerven in einem selbst angespannt und wie in einem Fieber vibrieren ließ. In aller Überlegung war ganz tief in ihrer Seele ein heißer Rausch. Da war die Bahn, weiß und glänzend im frischen Sande. Da war wie ein Kranz die Masse der Zuschauer, nicht Mensch an Mensch, nicht Einzelindividuum, nein, alles zusammengeschlossen in der atemlosen Erwartung. Das leise Raunen, das Schmettern der Musik, der charakteristische warme Geruch von den Ställen her, das Scharren der Tierhufe im Sand, leises Rufen der Stallmeister: alles war wie eine Melodie, die einen selbst trug, und diese Melodie hieß: siegen, siegen! Je eiskalter Friedes Gehirn jeden Schritt von Fanfare berechnete und lenkte, vervielfältigte ihre Kräfte, schweißte sie mit ihrem Tier zusammen zu einem einzigen Willen. Sie wußte nicht mehr, daß Hunderte ihr zuschauten. Sie wußte nicht mehr, daß sie jetzt sprang. Die Luft sauste um sie herum, die Hürde war genommen, nun die nächste. Glücksgefühl der Kraft! Rausch des Lebens! Sieg! — Und sie fühlte wieder sich selbst, sah den Jubel der Menge. Fühlte, wie sie Fanfare über das schweißfeuchte Fell streichelte. Und nun nach der ungeheuren Anspannung eine jähe glückliche Erschöpfung, die erst allmählich wich.

So ausgepumpt und erschöpft Friede nach dem Siegesritt war, sie mußte doch lachen. Da stand wahrhaftig der kleine lebendige Don Potosi wieder vor der Tür, wie sie es gewünscht und vorausgeahnt hatte. Und schon überfiel er sie wieder mit dem Schwall seiner begeisterten Worte und seinen leidenschaftlichen Handküssen.

„Comme esta—gue tal. Sennorita von Stetten. Wie geht es Ihnen? Sie sind geritten wie eine Göttin. Ihr Pferd ist wunderbar. Wie geht es Ihnen in Berlin, Sennorita? Was macht der Beruf? Haben Sie es sich überlegt? Sie erinnern sich an unsere Gespräche über ein Turnier in Mexiko. Diesmal kann ich Ihnen ein offizielles Angebot machen. Ich habe nämlich die Ehre —"

„Können wir darüber nicht sprechen, wenn ich umgekleidet bin, Don Potosi? Ich bin völlig ausgepumpt."

„Verzeihung, Verzeihung — tausendmal Verzeihung, Sennorita", Sennor Potosi machte ein unglückliches Gesicht, „was bin ich auch für ein Barbar, Sie hier zu überfallen. Sie müssen sich umkleiden. Sie müssen sich ausruhen. Sie müssen wieder frisch werden. Selbstverständlich hat es Zeit. Aber heute Abend, Sennorita, werden Sie mir Gehör schenken?"

„Alles, was Sie wollen", versprach Friede, „wenn ich jetzt nur verschwinden darf. Mein Pferd muß auch zur Ruhe kommen."

Sennor Potosi sah Friede begeistert nach. Sein letzter Handkuß ging ergebnislos in die Luft, denn Spatz hatte sich mit seiner mageren Jungengestalt schon energisch zwischen Friede und den Sennor Potosi gestellt. Das hätte Spatz noch gefehlt, daß Friede und Fanfare sich erkältet hätten.

Wulff hatte es nicht begriffen, daß Peter Ott ihm am Tage vor der Abfahrt nach Dortmund kurz und unfreundlich erklärte, er bliebe daheim.

„Wir können uns direkt in Osnabrück treffen, alter Junge", sagte er bockbeinig. „Ich will nun einmal nicht mit in die Westfalenhalle. Ich hasse alles, was Massenansammlung heißt." Das hatte so ablehnend geklungen, und in Peters Augen lag ein finsterer Ausdruck, daß Wulff schwieg und kein Wort mehr über die abgelehnte Einladung verlor.

Wulff war also allein nach Dortmund gefahren und hatte Friedes neuesten Triumph miterlebt. Für ihn war dieser Triumph etwas, was er mit sehr gemischten Gefühlen anschaute. Natürlich freute er sich für Friede. Er selbst hätte nicht ein leidenschaftlicher Reiter sein müssen, hätte ihr tadelloser Ritt ihn nicht in Begeisterung versetzt. Aber auf der anderen Seite war er sich darüber klar, je mehr Erfolge Friede errang, um so mehr stellte sich diese Reiterleidenschaft zwischen sie und ihn. Vor allen Dingen paßte es ihm gar nicht, daß sie von Hunderten von Leuten umgeben war, die er weder kannte noch kontrollieren konnte. Dieser komische südländische Herr mit den schwarzen Glutaugen und einem schwarzen wie lackierten Schnurrbärtchen im gelblichen Gesicht zum Beispiel. Als Wulff jetzt an der Tür des Wiegeraumes auf Don Potosi stieß, und der immer noch mit diesem verzückten Ausdruck hinter Friede herstarrte, machte Wulff kurz kehrt und ging wütend davon.

Der Festsaal im Hotel „Westfalenhof" war schon überfüllt von heiteren, eleganten Menschen, die auf Friede warteten. Ihr zu Ehren war das große Festessen veranstaltet worden. Sehr schön sah sie aus, als sie als eine der Letzten am Arm des Turnierleiters, Major von Stenglin, im Saal erschien. Ihre Gestalt schien noch größer in dem weißen, weichen Kleide, dessen Seide durch die Abwechslung von Glanz und Stumpfheit lebendige Lichter bekam. Niemand konnte ahnen, daß Telse dies Kleid gearbeitet hatte. Es war einfach und doch raffiniert in dieser Verbindung von Glanz und Stumpfheit. Es hatte keinen anderen Schmuck als sorgsam gearbeitete Biesen. Korallenfarbene Schnüre gingen vom Gürtel aus und hielten das tiefausgeschnittene Kleid über den Achseln fest, um dann bis zum Gürtelschluß im Rücken zu verlaufen. Friedes Hals, von der Sonne golden gebräunt, schimmerte in einem warmen Ton. Um den Hals trug sie an einer feinen Platinkette einen einzigen schwarzen Onyx, in den eine schimmernde rote Perle eingelassen war, das letzte Schmuckstück von der Mutter. Alles andere war dem Zusammenbruch von Wurlitzerode zum Opfer gefallen. Friede trug sonst während der Arbeit und des Reitens das Haar glatt zurückgestrichen. Jetzt lag es in weichen Wellen wie gesponnenes Gold um Stirn und Wangen, um im Nacken in kleinen Knoten zusammengefaßt zu werden. Major von Stenglin war offenbar stolz, die schöne junge Turnierreiterin zu führen. Als Friede hereinkam, spielte die Musik, die hinter einer Wand von grünen Büschen verborgen war, einen Tusch.

„Ihnen zu Ehren, mein gnädiges Fräulein", meinte Stenglin lächelnd. Friede war ganz verwirrt. Immer wieder waren diese Ehren ihr etwas Beglückendes und doch Beschämendes. Was hatte sie denn groß getan? Doch nichts weiter als ihre Fähigkeiten zusammengenommen. Ohne

Fanfare würde sie ja diesen Sieg auch nicht gewonnen haben. Sehr reizend sah sie aus in dieser kleinen Verwirrung. Alles drängte an sie heran. Alte und neue Bekannte schüttelten ihr die Hand, beglückwünschten sie. Sportfreunde aus allen Ländern kamen herbei. Es war ein allgemeines Stimmengewirr und ein allgemeiner fröhlicher Aufruhr um Friede, der sich erst legte, als sich die Flügeltüren zu dem weiten Saal öffneten und die Tischmusik begann. Vor Friedes Platz stand ein Riesenkorb mit sanftgelben Rosen.

„Danke, Sennor Potosi". Friede nickte dem kleinen Mexikaner herzlich zu. Sie wußte, diese Rosen waren von ihm. Sie hatte einmal geäußert, daß sie gelbe Rosen besonders liebe. Seitdem fand sie diese Blumen immer und überall, bei jedem Turnier genau so wie Sennor Potosi selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lied von der Oder.

Skizze von **Kurt Hinte.**

Als die Sonne in die Oder sank und der alte Bellermann seine hundert Schafe von den Hügeln hinab nach Hause treiben wollte, war es ihm, als ob im leisen Winde Musik wäre. Da sah er dann hinten unter einem grünen Birkenbusch, der sich keck über den Hang zur Oder hinabbeugte, ein steingraues Männchen sitzen. Das hockte, dem Schäfer den Rücken zuwendend, dunkel vor dem hellen Horizont und spielte selbstvergessen auf einer goldbraunen Geige dem gleißenden Strome und der sinkenden Sonne etwas vor. Die eckigen Knie hatte es emporgezogen, und sein Greisenkopf lag beinahe quer auf dem klingenden Holz.

„Wie ein Brocken Erde, und die Erde klingt", dachte der Schäfer. Er wollte den Alten ansprechen, denn er kannte ihn nicht; es war gewiß so ein schnurriger Kauz vom anderen Ufer. Der Anruf aber verhallte ungehört und ging in den tiefen Tönen unter, die inbrünstig der Geige entquollen. Ja, es war, als ob jeder andere Laut des Sommerabends schwiege und es nur eines gäbe: das Klingen der Geige. Es ging wie Windeswehen über die Höhen hin, es füllte die ganze Niederung. Es klagte tief unten auf der ersten Saite und war wie das besorgte Rufen der Rinder. Es schwoll an und glich dem Wühlen der Wasser in sturmzerrissenen Hornungsnächten. Dann wieder sang und jubilierte es, als ob hundert Lerchen über den Hügeln und über dem Strome ständen, es plätscherte und gluckste wie die tanzenden Wellen an den Buhnenköpfen. Nun sang es in vieltönigen Harmonien und wogte in wiegenden Rhythmen: Nächte über hellen Dorfstraßen, wenn der Mond seine glitzernden Brücken über den Strom baut und die Mädchen singen und unter den blühenden Kirschbäumen Küsse brennen. Jetzt hackt es hart und hämmert herb. Da wird ein Pflug über die Hügel getrieben, da stürzen die Schollen, da duftet die Saat, da gehen die Bauern mit eckigen Gesichtern über den Friedhof zum Gottesdienst und singen bröckelnd aus vergilbten Gesangbüchern. So bricht es aus der Geige hervor und klingt in langgezogenen Chorälen, die nach der großen Ferne und dem ewigen Stillesein suchen. Das Stillesein aber läßt sich nicht finden, denn die Oder fließt, und der Wind weht, und aus Jungen werden Männer und aus den Männern Greise, und aus den Greisen wird Erde, braune Oder-Erde, über die brotbereitend der Pflug streicht. Zart zittern die Saiten und sind Halme im Sommerwinde, sind Segel zum Meere, sind Sonnengesang, der segnend über dem Strom steht.

Tiefer hat sich das Gesicht des Alten über die Geige gebeugt und ans Herz geschmiegt. Aber seine Augen sind offen. Sie sehen starr über den Strom in das letzte Licht, als holten sie von dort her den Urgrund der Melodien.

Die Schafe haben ihren Herrn gesucht. Sie stehen nun stumm, haben die Köpfe hoch und horchen. Die Hunde stören nicht, sie sind ebenso stille, lauschen mit schiefer Schnauze. Am Himmel kommen die ersten Sterne, sie rücken näher und näher, sie hören zu flimmern auf und sind nur noch großgeöffnete strahlende Augen, hinter denen die Seele des Weltalls ist.

„Nu hiere aber halle up!" Hart poltert die Stimme des Schäfers in die Feierlichkeit. „Spääl lieber ne lustige Strophe tum Danzen!" Ruckartig richtet sich der Geiger auf, und klagend erstirbt der letzte Ton. Der Alte sieht sich nicht um, sondern setzt von neuem die Geige ans Kinn. Diesmal aber anders! Steil steht der Bart, das Auge flammt, und ebenso flammt aus der Geige mit einem Male eine Melodie empor, die grell über das Land hinschwingt und die Welt aus ihrer Verzauberung stößt. Das ruckt und zuckt in den Büschen und jagt die Wolken über den Mond. Plötzlich löst sich die Birke hinter dem Alten aus ihrer Verwurzelung und kommt im Takte der unheimlichen Melodie herangetanzt. Ein Weib ist sie geworden, mit wehenden Röcken und fliegenden Haaren. Das packt den Schäfer am Arm und dreht ihn im Kreise und zieht ihn fort, wirbelnd und tanzend über die Hügel hin. Die Geige kreischt und schreit, und wie die höllischen Töne fliegen, so fliegen die beiden über Berg und Tal. Wasser spritzt auf in den Wiesenlöchern, Staub dampft, Steine fliegen. Die Schafe sind in alle Winde zerstoben, die Hunde jaulend davongerannt — — —

Nach drei Tagen fand man den Schäfer. Er lag drei Dörfer entfernt unter einem Weidenstrauch und schlief. Man konnte ihn kaum wach bekommen. Und als er endlich wieder auf seinen Füßen stand, zitterten sie noch, und er war noch immer ganz zerschlagen und zerschunden.

Er hat auf den Hügeln am Strom noch oft den Alten sitzen sehen und ihn dort das Lied von der Oder spielen hören. In andächtigem Lauschen blieb er in der Ferne stehen und hat nie wieder eine andere Weise gefordert.

Die Lebensdauer von Schnittblumen.

Nicht für alle Blumen eignet sich dasselbe Mittel. — Die Chemie als Helferin gegen vorzeitiges Verblühen.

Von **Theodor Lindenstädt.**

Manches der holden Kinder Floras wird abgeschnitten, um, mit anderen zum Strauß vereint, das Innere unserer Wohnungen zu schmücken. Nur zu oft gibt es da eine Enttäuschung, denn sehr häufig welken die von der Mutterpflanze getrennten Blumen bald dahin und bieten dann einen traurigen Anblick. Zwar werden von Blumenhändlern und Blumenfreunden die verschiedenartigsten Mittel empfohlen, um diesen vorzeitigen Verfall zu verhindern, aber bei den meisten dieser Mittel ist der Erfolg gering, wenn er nicht überhaupt ganz ausbleibt.

Vor einiger Zeit berichtete die Zeitschrift „Angewandte Chemie" über eine Reihe von Versuchen, die in dieser Beziehung angestellt wurden und deren Ergebnisse derart waren, daß sie auch für den Laien von Interesse sind.

Danach wird das Verwelken von Schnittblumen in erster Linie dadurch verursacht, daß in den Stengeln die nötige Feuchtigkeit nicht mehr aufzusteigen vermag. Die im Wasser befindlichen Blätter verfaulen, die Stengel werden schleimig; zahlreiche Schimmel und Bakterien bilden sich und verstopfen die Kanäle innerhalb der Stengel. Der Vorgang läßt sich durch einige einfache Maßnahmen für einige Zeit mildern, wenn auch meist nicht völlig hintanhalten. Man entfernt die am unteren Teil der Stengel sitzenden Blätter und schneidet diese unter Wasser — um das Eindringen von Luft in die Kanäle zu verhindern — mit einem scharfen Messer schräg ab. Holzige Stengel werden zudem zweckmäßigerweise gespalten. Täglich sind die Stengel um ein geringes zu kürzen und ist das Wasser zu erneuern.

Da diese Maßregeln indessen nur von beschränkter Wirksamkeit sind, hat man seit einigen Jahren nach chemischen Mitteln geforscht, die, im Wasser aufgelöst, den Fäulnisvorgang aufhalten. Man versuchte es mit Salz, Zucker, Kupfermünzen, Glyzerin, Alkohol, Aspirin und noch einer Reihe weiterer Stoffe. Das Ergebnis dieser Versuche fiel verschieden aus; jedenfalls ergab sich so viel, daß kein Mittel für alle die verschiedenartigen Blumen wirksam war. Eine Ausnahme machten vielleicht nur Trauben, und Rohrzucker. Ein Zusatz von fünf v. H. an das Wasser scheint einen günstigen Einfluß auf die Haltbarkeit der Blumen auszuüben. Die Zufügung von Salz erwies sich als unzweckmäßig; von den Metallsalzen hatte allein Magnesiumsulfat Erfolg.

Das Faulen der Stengel hat man dann mit Hilfe desinfizierender und konservierender Mittel zu verhindern versucht, wie sie in der Heilkunde und bei Konservierung von Lebensmitteln in Gebrauch sind. Vor allem auf das Chinosol mit seinen ungewöhnlich desinfizierenden Eigenschaften setzte man große Hoffnungen. Aber hier wie in allen anderen derartigen Fällen blieb der erhoffte Erfolg aus. Die Mehrzahl der Mittel rief ein Einschrumpfen der Stengel, Verfärbung der Blätter oder ein Umknicken der Blumen hervor.

Eine vorteilhafte Ausnahme macht vielleicht ein Präparat, das sich aus Chloriden von Mangan, Magnesium und Natrium sowie aus Chloralhydraten und Borax zusammensetzt. Ein Zusatz dieses Stoffes, in dem das Chloralhydrat narkotisierend wirkt, hat in der Tat eine erhebliche Verlängerung der Lebensdauer von Schnittblumen zur Folge. Seine Zweckmäßigkeit hat sich bereits bei einer Reihe von Blumen nachweisen lassen; nur einzelne Arten, wie Narzissen, Veilchen, Maiglöckchen und Schwertlilien reagierten nicht darauf. Der einzige Nachteil, den dies bislang nicht übertroffene Mittel aufzuweisen hat, liegt darin, daß die Lösung ziemlich trübe ist und daher nicht gut in Vasen und Gläsern aus durchsichtigem Glas gebraucht werden kann.

In jüngster Zeit sind in verschiedenen Bitumenen, beispielsweise in Steinkohle, Rohasphalt, Torf und Erdöl den Pflanzenwuchs fördernde Hormone entdeckt worden. Diese sogenannten Phytohormone sind nahe verwandt dem Auxin, das bisher als Wachstumstoff für Pflanzen aus den Spitzen von Mais- und Haferkeimlingen gewonnen wurde. Durch Versuche ist allerdings noch nachzuweisen, ob sich mit diesen Stoffen eine Verlängerung der Lebensdauer auch bei Schnittblumen erreichen läßt.

Bei den sogenannten Eintagsblumen, wie Portulak, Weidenröschen, St. Antoniuskraut, sind chemische Mittel unter allen Umständen zu vermeiden, da die genannten Pflanzen dagegen sehr empfindlich sind. Schneidet man die Blüten indessen dicht unter dem Kelch ab und legt sie in eine flache Schale mit Wasser, so halten sie sich 60 Stunden lang anstatt sonst nur 12.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß für den Versand von Schnittblumen Kohlensäuretabletten sich sehr bewährt haben, da sie beim Verdampfen die im Korb oder der Schachtel sich entwickelnde Wärme an sich ziehen. Die infolgedessen in dem Behälter herrschende niedrige Temperatur verhindert das Transpirieren der Blumen und hält diese frisch.

Wie aus dem Gesagte hervorgeht, ist immerhin einiger Erfolg hinsichtlich der Frischhaltung von Schnittblumen erzielt worden, wenn auch das ideale Mittel, um sie lange frisch zu halten, bis heute noch nicht gefunden werden konnte.

Bunte Chronik

Heiterkeit in Wimbledon.

Größte Heiterkeit der Zuschauer erregte bei den Tennismeisterschaften in Wimbledon die bildhübsche chilenische Auswahlspielerin, Senorita Lizana, der man bereits den Spitznamen „Die heitere Chilenin", verliehen hat. Senorita Lizana ist von einem lebensprühenden Temperament erfüllt. Sie kann es nicht lassen, bei den Tennistournieren ihrer Freude über einen geglückten Schlag begeistert Luft zu machen. So wirbelt sie gelegentlich ihr Racket hoch in die Luft, läßt es ein paar Saltos machen, um es dann geschickt wieder aufzufangen. Kleine Luftsprünge und Freudensschreie sind bei ihr an der Tagesordnung. Sie ist auch schon gelegentlich wie der Wirbelwind über das Netz gesprungen, hat die verblüffte Gegnerin beim Schopf gepackt und abgeküßt und war gleich darauf wieder auf ihrem Platz. Aber die junge Chilenin hat auch das Talent, mit Fassung eine Niederlage zu ertragen. Erst unlängst kämpfte sie einen harten Kampf gegen die kleine bescheidene Engländerin Miß Stammers, in dem sie unterlag. Senorita Lizana hatte sich tapfer herumgeschlagen, sie war wie der Blitz hinter dem Ball hergefegt. Bei einer allzu raschen Bewegung jedoch glitt ihr plötzlich der Schläger aus der Hand und sauste in elegantem Schwung in die Zuschauermenge, wobei zum Glück niemand verletzt wurde. Die Zuschauer lachten und klatschten begeistert, während die junge Chilenin plötzlich gramvoll über sich selbst den Kopf schüttelte. Man hat selten auf den Tennisplätzen von Wimbledon ein so überschäumendes Temperament gesehen.

Papier, das Insekten vertreibt.

Zur Sommerzeit, wenn uns die vielen Insekten ärgern, wird man mit besonderer Freude vernehmen, daß es ein Papier gibt, dem schon durch seine chemische Zusammensetzung die Vertreibung der Plagegeister gelingt. Das Verfahren scheint vielversprechend zu sein, denn es ist schon der Patentierung würdig erachtet worden. Das Papier besteht aus einer Mischung von 50 v. H. Zedernholzschliff, 40 v. H. Tannenholzschliff und 10 v. H. gekochtem Tannenholz. Hinzu kommt der geringe Zusatz eines aromatischen Öles, beispielsweise des Kiefernholzöles. Im übrigen erfolgt die Herstellung des Papiers auf die in dieser Industrie übliche Weise. Doch wird zur Imprägnierung der Rohstoffe mit dem aromatischen Öl und einer geringen Menge von Leimstoffen vorteilhaft erhöhter Druck angewendet.

Lustige Ecke

„Du, das ist doch ein Glück, daß die Elefanten nicht auf die Bäume klettern, meinst du nicht auch?"

„Nein, weißt du, ich werde später aufstehen, hier ist ein so fürchterlicher Lärm!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p., beide in Bromberg.